

1913 ✦

So zwischen Weihnacht und Neujahr,
bei Festzigarre oder Stuchen,
da wird uns alles erst recht klar.
wenn wir es zu bewerten suchen.

Da muß verblaffen manches Licht,
und es erhellen sich die Schatten,
und gar so schwer scheint manches nicht,
was wir so schwer empfunden hatten.

Ein Jahr ist lang, und was im März
uns hoch begeisterte, mein Vester,
das dünkt uns wie ein schlechter Scherz
vielleicht schon lange vor Silvester.

So sei auch wieder heute nacht
die Spreu geschieden von dem Weizen
und still die Inventur gemacht
des Jahres 1913.

Es war ein Jahr wie andre mehr,
und macht' es Ehre seinem Namen,
so waren doch von ungefähr
nicht besser andre, die da kamen.

Und Bethmann, Jagow, Falkenhahn,
mitsamt der Junkerrasselbande,
die lasten noch jahraus, jahrein
auf dem geplagten Vaterlande.

Die Namen wechseln, nicht der Geist;
so ist es und so bleibt's fürwahr,
bis diese Ordnung ihr zerschmeißt
und bis zum Grunde niederreißt.
Dann gibt es wirklich erst ein neues Jahr!

Frans.

Der Ausflug.

Von Max Wittrich.

(Schluß.)

Und indem er lief und ein Sklave seiner Beine war, sprach eine Stimme in ihm: „Was du tußt, ist Unsinn!“ Zwar suchte er Widerstand gegen den Einspruch zu leisten, konnte aber die Begehrtheit beim besten Willen nicht klar in Worte fassen, ärgerte und wunderte sich und dachte: Mein Schädel hat durch die Ohrfeige eben doch einen Knack weggekriegt: die eine Hälfte ist gleich eingeschlafenen Beinen; man hat die und trotzdem verjagen sie den Dienst. Was gesund ist, wird geknechtet, und die Krankheit sitzt hoch zu Ross und lenkt!

Er grübelte, fühlte Grenzen im Hirn und lief. Ehe er sich die Zukunft nüchtern auszumalen vermochte, stand er an der Gartentür des Schusterhäuschens in der Burgstraße. Wie damals, vor Jahrzehnten, schob sich vor die Gartentür noch der hölzerne Miegel; auch hing die Haustür noch lockerer in Angel und Schloß. Leicht drückten die Finger das Hindernis zurück und er trat in den Vorraum.

Links hinter der Tür, da schliefen wohl jetzt noch die Bewohner. Vor Leopold lag die Klübe. Er trat ein, setzte sich und lachte vor sich hin: wenn du wüßtest, Anna, wer hier wartet! Du mit deinem Schuster!

Er legte das Ohr an die Tür und vernahm tiefe Atemzüge, guckte durch das Schlüßelloch und erblickte im Mondlicht ein Bett. Natürlich: die Nacht reichte noch immer fast bis zur Stubendecke!

Will näher schauen, wie sie darin liegt! dachte er. Was kann weiter sein! Wacht sie auf und will mich nicht haben, so eile ich davon, und sie wird sich die Stirn reiben und dummlich

werden wie ich und sich fragen: Gott verdimmlich! träum' ich oder wach' ich? War Leo da? Oder bin ich kopfverrückt? wird sie denken.

Er drückte die Klinken nieder und stand vor zwei Betten.

„Lenchen! Lenchen!“

„Mutter — was denn?“

„Hast Du nichts gehört?“

„Vater wird heimgekommen sein!“

„Der kommt vor Eins nicht, ehe nicht Feierabend im Feldschloßchen gemacht wird. Hast Du nichts gehört?“

„Nein, Mutter!“

Schlatterer war während der ängstlichen Worte auf den Stuhl gesunken zu Füßen der Bettstatt und duckte sich zu den Kleidern Annas. Er hielt den Atem an.

Draußen dröhnte eine verschlafene Glocke und die Uhr im Stübchen rasselte die Antwort flugs herunter.

Die Atemzüge der Schläfer wurden wieder regelmäßig und lauter. Schlatterer tauchte empor, die Schlummernden zu beobachten. Da lag zur Rechten ein junges Mädchen, zum Verwechseln ähnlich seiner Anna von ehemals. Die schmale Hand ruhte auf dem Bett und hob und senkte sich mit der Brust. Geheimnisvoll, wie das Gähnen der lenzlichen Säfte, war das Kreisen des Blutes in dem jungfräulichen Körper, den er einst in Gestalt der Mutter dieses Mädchens verschmäht hatte. Sein Verhalten war und blieb zum Lachen, doch eben so blödsinnig blieben diese Betten, Tugendstützer sollten sie heißen. Schreckenskammern, Folterbänke.

Und die Anna von damals? Schlatterer richtete seine Augen auf ihr Lager. Doch, doch: auf ihrem Antlitz lag der pikante Reiz noch jetzt. Der Bechergast hatte ihn nicht fortgeführt. Aus dem braunen Haar lugte das weiße Gesicht wie der Mond aus Wolfenbergen. Neppig lagen die Arme (ach, wie weich sie sich um seinen Hals geschlungen hatten!) auf dem Bett. Ach, wenn sie jetzt nur ein kleines Weibchen von jüchem Verlangen geleitet würden wie zur Zeit junger Liebe! Wenn ihr Mund sich an ihn saugen wollte in dieser Stunde!

Wie merkwürdig, dachte er, ist solch menschliches Geschöpf! So ein bißchen Blut, das da vor ihm pulste und in der Ohnmacht hinter geschlossene Lider des wachenden oder schlafenden Körpers zurückging, konnte in der nächsten Sekunde aus den Augen leuchten wie lauter Verlockung oder Blitze sprühen! Konnte süße Laute gebären, die Geist und Muskeln des Mannes in Bann schlugen! Vermochte aus Herren Knechte zu machen und, was in den Stab getreten war, aufzurütteln zu neuem Leben und Streben.

Nur mußte der Mann auch Mann sein und, so ihn das Blut des Weibes rief, zugreifen; mußte die Edelfrucht in der Schale erkennen und nicht feig davon gehen wie er — dachte Schlatterer.

Und wer vergebens gerufen war, mußte sich für seine Trägheit nicht noch ohrfeigen, in den Kreis- und Reichsbann schicken lassen von jähzornigen Verwandten eines begehrten und geschonten Mädchens, mußte sich nicht in die Gemeinschaft abgestempelter Narren bringen lassen.

„Anna! Anna!“

Schlatterers Ruf ging laut durch das Stübchen. Zwei Gestalten fuhren aus den Betten hoch und starrten durch die Flut des Mondlichts.

„Petermann?“ fragte die Frau.

„Hat sich was mit Deinem Petermann! Der sitzt in der Kneipe und trinkt Weißbier und Schnaps bis Feierabend.“

„Wer — ist denn da?“

„Dem Du schon von Deinem Herrn Gemahl erzählt hast vor einer Weile: der Leopold.“

„Le—o?“

„Ja: Leo! Gewiß, wenn Du nicht selber so schlau bist, ihn zu erkennen!“ antwortete Schlatterer ruhig, als habe er erst gestern sein Liebchen verlassen, und ebenso innig.

„Wer —?“

„Na Leo! Ich! Wer weiter! Natürlich ich! Und auf die Gefahr hin, von Deinem feinen Herrn Gemahl, Expeditus Petermann, mit dem Schusterpfriem in das Jenseits expediert zu werden, möcht ich ein Weibchen sein Geselle sein und heimlich Dein Meister —“

„Leo — wo kommst Du her?“

„Wohin mich Dein netter Bruder geohrfeigt hat, aus dem Narrenhaus. Und ich habe Dich doch nicht zum sündigen Liebesgen gemacht! Aber jetzt bin ich, wie Du merkst, kein rechter rechter Narr. Der größte war ich“ — Schlatterer warf sich über die Frau und küßte ihre weichen Glieder — „weißt Du wann? Als mir das Bett zu hoch war und die Alten zu einseitig und Du zu heilig — Du — Du — Du!“

„Leo — mein Mann!“
„Pstui, Spinne! Nicht in die Hand!“ rief Schlatterer.
„Hörst Du nicht? Er ist im Garten. Er öffnet die Tür! Du bist zu schade!“

„Das mag sein! Auf Wiedersehen! Morgen!“
Schlatterer sprang durch das niedrige Fenster auf die Straße.

Erpeditus Petermann hörte das Gespräch in der Stube und stürzte herein: „Wer war das? Wer kante durch das Fenster?“ Und steckte schon selber den Schädel hinaus.

„Wer soll hier sein?“ fragte die Frau. „Nachtgespenster!“
„Antworte vernünftig!“ brüllte er und packte die Tochter an. „Wer?“

„Ich weiß nicht!“ weinte das Mädchen. „Ein Berrückter, Scheint's!“
„Ich will Euch gleich zeigen den Berrückten!“

Und Petermann schwang sich über die Fensterbrüstung und lief hinter dem einsamen Wanderer auf der Chaussee her. Doch, obwohl er das Messer in der Tasche gepackt hatte, traute er sich nicht dicht heran, sondern umkreiste in weitem Bogen den verdächtigen Mann, der sich ruhig an eine Telegraphenstange lehnte: „Schuster, willst' die Engel singen hören? Geh' heim oder leg die Ohren an die Stange. Oder stich los mit Deiner Schusterplempel, Wechdrahtzieher! Ein toter Narr mehr oder weniger — was machts? In den Damm getan ist er schon — laß seine Seele fliegen in die Höhe, luchs!“

In dem Augenblick fühlte sich Schlatterer gepackt, am Genick und Händen, — doch nicht vom Schuster.

Der gab nur seinen Senf dazu: „'s ist recht!“ rief er den Wärtern der Heilanstalt zu, „daß Ihr den Menschen wieder in die Zwangsjacke steckt, den Lump, elendigen, den gemeingefährlichen, der bei Nacht und Nebel Weiber in der Kammer überfällt.“

„Die Sorte huscht einem zwischen den Fingern durch! Vorwärts! Zurück!“

Und die Wärter zogen mit Leopold Schlatterer ab, froh, den Flüchtling rasch aufgegriffen zu haben.

Am nächsten Nachmittag sah er ruhig und ergeben vor der ausgleichterten Schreibmaschine und tippte abermals den Wortlaut des Briefes, den er seit Monaten unverdorren an Fürsten, Behörden und Zeitungen schrieb, und wobei allemal die unsterbliche Hoffnung aus des Schreibers Augen leuchtete:

Ew. Hochwohlgeboren!

Leopold Schlatterer, derzeit im Reichsbann stehender angeblücker Narr, tut untertänigst kund und zu wissen: Julius Gruber, Sohn des Schusters Gruber, ehemaliger Feldwebel und Bruder des von mir bis in den Tod geliebten, fürsorglich geichonten Mädchens, zertrümmerte mir als angeblücker Verführer, als ich noch Rennläufer war, das Trommelfell vom Ohr, um mich unter Reichsbannerklärung als Narren in die Heil- und Pflegeanstalt stecken zu lassen in bezug auf verbotene Liebe zu seiner Schwester und mit Existenzabschneidung und attemmäßiger Realschulrechtspredung als im voraus für Irrenanstalt bestimmt. Also ist Verfügung nach Zug und Recht dahin zu treffen: Angeblücker Narr Leopold Schlatterer ist aus Reichs- und Kreisbann zu tun zwecks auch pädagogischer Ausnützung und Auslieferung Erfahreneristenpafses von der Zivilkommission parallel-kauend mit unterbundener Eisenbahnkarriere und nachträglichen Uebergang in Obersekunda, wofür ausgedorfene fünf Millionen Mark ausreichend in Anspruch zu nehmen sind, bis zum Grade eines Hauptmanns zweiter Gehaltsklasse.

Wonach zu richten und zu entscheiden.

Untertänigst

Leopold Schlatterer,

angeblicher Narr, zurzeit in Reichsbann erklärt.

Während in der Heilanstalt so Zeile um Zeile zu Papier gebracht wurde, stand Erpeditus Petermann als rechter Wichtigtuener vor seinem Bau und erklärte den Nachbarn, wie er nachts beinahe einen Weiberhändler erstochen hätte, der die ganze Schusterfamilie zu Tode erschreckt habe. Und in der Stube lauschte den Worten Petermanns eine Frau mit roten Augen, deren Erinnerung ein junger Mensch belebt.

Und obwohl der Blick der Frau in die zeitliche und örtliche Ferne gerichtet war, sprühten die Augen plötzlich Abscheu: „Ja, Du und diesen Menschen erstochen! Hättest Du das gewagt, so wären wir fertig gewesen miteinander — ein für allemal!“

Der Apostel auf Capri.

Mit dem Maler und „Kohlrabiapostel“ (wie ihn der Volksmund seinerzeit in München getauft hatte) Karl Wilhelm Diefenbach, der kurz vor Weihnachten auf der Insel Capri verstorben ist, ist ein Leben erloschen, dessen ideeller Fanatismus gar selten in unserer industriellen Zeit annahete, und dessen abenteuerliches Wirken und grotesk verschlungenes Lebensschicksal ein wenig dem gleich des wunderlichen Junkers Don Quichote.

Ein brünstiges Wollen, verrannt in eine Sadogasse, ein Menschheitserklöserium, degradiert zur Jahrmaktfarre.

Im Jahre 1907 kamen wir zu ihm nach Capri. Wir, das waren zwei arme Teufel, der Westenbunmier, Maler und Bildhauer J. F., der dann später nach Indien ging und dort verschollen ist, und ich, der ich mich ebenso redlich mit Pinsel und Feder unterernährte.

Wir hatten in Rom einen bitterkalten Winter erlebt. Unser hoch oben am Tiber gelegenes Atelier war zugig, wie die Mont-Blanc-Spitze, so daß wir Tag und Nacht bis an die erfrorenen Nasen in unsere römischen Brigantennmäntel gehüllt um einen Scaldino (irdenen Wärmtopf mit heißer Flüssigkeit) saßen, der in der Mitte des Eisenraumes scheidend, vergeblich Wärme zu suggerieren versuchte. Eines Abends verschlossen wir im Cafe Greco, Rom für seine ganz bädelerwidrige Kälte durch Schuldigbleiben des letzten Mietquartals zu bestrafen und auszuwandern gen Süden. Jugendwohin! Nur etwas näher nach dem Äquator. Den ersten Teil der Via Appia fuhren wir noch stolz im Wagen wie richtige Forstjäger; am Grabe der Caccilia Metella aber stellten wir uns auf unsere eigenen Füße. Ueber Kerentino, Aquino, das nährhafte Monte Casino, Frosinone, Caserta ging unser Weg, bis endlich am siebenten Tage das Meer auftauchte und Neapel. Es war auch hohe Zeit! Wir waren noch erschöpfter als unsere Mittel. Wir hatten unterwegs, die Götlichkeit einiger Bauern und der Mönche auf Monte Casino ausgenommen, fast ausschließlich von unserer eigenen Futrage gelebt, die in einer Schachtel Pillen gegen üblen Mundgeruch bestand.

Run sahen wir am Hafen von Napoli und sahen heiße Naronen. Drüben lag Capri, die selig anrühige Insel. Plötzlich fiel uns ein, dort drüben wohnt Gorki, den wir so gern einmal gesehen hätten, und Diefenbach, der verrückte Maler, soll ja auch dort sein. Also hinüber! Gesagt, getan. Wir fuhren hinüber, besuchten Diefenbach und blieben dort. Die Sache ging furchtbar schnell. Binnen zehn Minuten waren wir beide angenommen als „Mitarbeiter an seinem Lebenswerk“, wie er sich ausdrückte.

Diefenbach bewohnte damals ein kurz vorher bezogenes, großes Grundstück, das mit der Schmalfront an dem Marktplatz anstich, das aber nicht, wie irrthümlich berichtet wurde, sein Eigentum war, sondern nur nichtweise von ihm übernommen worden war. Das Haus war äußerlich noch nicht als das Diefenbachdomizil kenntlich. Erst im Laufe der folgenden Monate wurde es von ihm und uns mit dem entsprechend vergrößerten, bekannten Kinderesrieschandelt. Aber das Innere des Hauses war schon zum Kunsttempel transformiert. Die drei großen unteren Ateliers waren die Ausstellungsräume, ein darüber gelegener noch größerer Raum war das Atelier, darüber dann die Wohnräume.

Besonders die Ausstellungsräume waren auf Feierlichkeit gegestimmt. Schummriges Halbdunkel, in der Mitte des Raumes eine große, grüne Sphinx, flankiert von zwei lebensgroßen Anabensstatuen, die in Possamen schmetterten. An den dunklen Wänden dann die Bilder, umrahmt von Lorbeerzweigen.

Und dann pflegte nach etwa zehn Minuten bekommenen Wartens der Meister durch die Tür zu treten und einem den Reiz zu geben. Je nach Bedarf oder momentaner Haussehnde auf seine Schwägerin oder zwei Schüler gestützt, schritt er langsam nach einem Lehnstuhl, in den er sich tiefaufsetzend niederließ. So war es bei unserem ersten Besuch, und dasselbe wiederholte sich, sobald Besucher kamen. Er machte das übrigens sehr wirkungsvoll und geschickt, und ich glaube nicht mal, daß er sich dabei einer Schauspielerei bewußt war, obgleich er, wenn wir allein mit ihm wanderten, sehr rüstig marschierte.

Der Meister schwieg noch immer, so daß man Ruhe hatte, ihn zu betrachten. Er sah gut aus und wußte es. Auf einem mageren Karketenkörper, der über Jägerbend und Höschen war mit einer mollenen Chlamys bekleidet war, sah ein mächtiger und schöner Kopf, die hohe knochige Stirn noch erhöht durch einen Wald zurückgelämmten und bis auf die Schultern herabfallenden Haars. Die stahlharten Augen waren forschend und misstrauisch wie die eines Tieres, aber der Mund konnte bisweilen sehr gütig sein, wenn er mit Kindern oder Hunden spielte und dann plötzlich aus den versteinten Äolmen seiner Wangen und dem langen Ausbezahlbart ein Lächeln ausleuchtete. Doch ihn in solcher Stunde fernem zu lernen, passierte selten einem Fremden. Gewöhnlich hat der

Meister nach einigen tiefen Seufzern zu reden an, und zwar hatte er zwei Themen. Entweder er blieb tief im Dunkel des Sessels zurückgelehnt, und erzählte mit weit geöffneten Augen ins Leere starrend, im halben Klüfterton von der Last seines Schicksals, irgendeins der tausendfältigen Abenteuer seines Lebenskampfes. Daß es der Fluch der Menschheitslirer sei, von der Mittwelt geachtet zu werden. Christus, Sokrates und Diefenbach! Keiner würde verstanden. Auch nicht von den eigenen Jüngern. Wie er überall verfolgt worden sei, wo er auch den Fuß hingeseht habe, und wie sein Humanitätstempel, den er auf Capri habe bauen wollen, in dem er alle zu ihm gebrachten Kinder zu Menschen erziehen wollte, freien, gesunden, sonnigen Gottmenschen, ein Traum geblieben sei. Nur den Platz habe er ausgesucht, wo der Tempel dereinst stehen soll.

Oder er griff das zweite Thema auf und sprach von dem Urfeinde der Menschheit: Dem Pfaffenstum, das alles Geistige und Persönliche im Menschen tötet. Kirchenpfaffen! Justizpfaffen! und Medizinpfaffen! Diese drei! O! Und den Besucher mit tonvergierend zusammengekniffenen Augen fixierend, redete er seine mageren Hände drohend gen Himmel und ließ eine halb ehrliche, halb gespieltere Wut aus dem Sessel auflodern.

Diefenbach lebte damals nach vielen Stürmen und Zusammenbrüchen im pekuniären Benit seines Daseins. Seine Bilder wurden gekauft und gut bezahlt. Vor allem die landschaftlichen. Meist Motive aus Capri, die in ziemlich großem Format gemalt wurden, und von uns mit affenartiger Geschwindigkeit zusammengepöckelt und ständig frisch auf Lager gehalten wurden. Die Faraglioni, der Polypthem und Capris Piccola Marina gingen ab wie warme Semmeln. Zum Leid der vielen italienischen und deutschen Maler, die irgendwo anders auf Capri ihren Rufentempel und Verkaufsaussicht errichtet hatten.

Capri, das Städtchen, war eine Welt kleinlicher Interessen und Gebäßigkeiten, überbuttert von italienischer Gentilezza; man grüßte Diefenbach, wenn er durch Capri ging, aber hinter dem Rücken rief man ihm pazzo nach oder Schlimmeres.

Dabei war Diefenbach durchaus kein Geschäftsmann. Nie habe ich gesehen, daß er Geld bei sich führte oder eine geschäftliche Angelegenheit selbst erledigte. Gab es etwas Diesbezügliches zu regeln, einen Bildverkauf oder dergleichen, so tauchte sofort aus irgendeiner Versenkung oder Mauernische seine Schwägerin auf, die Theosophin, die diese Dinge sehr zäh durchsah. Sie war ein kleines, spinndürrs Jungferchen; spinndürr wadelte ihr kleines Köpfchen aus einem Reformerfaß. Sie wurde von uns troppo secco (zu trocken) genannt, ein Name, der ihr von dem wohl beleibten Ortspfaffen beigelegt worden war, als ihn Diefenbach einst fragte, wie ihm die Schwägerin gefiele? „Troppo secco per me!“ (Für mich zu trocken) antwortete er. Ich habe Diefenbach nie wieder so herzlich und behaglich lachen hören, wie über diese Antwort. Und der Name blieb haften seitdem, um so mehr, als besagte Schwägerin einige Male, zwar vergeblich, aber sehr zäh den Versuch machte, die ohnedies nur aus Gemüße und Obst bestehenden Mahlzeiten noch „überirdischer“ zu gestalten.

Etwas weniger gangbar als die Landschaften waren die Diefenbachschen Figurenbilder, die gemalten Predigten, Bilder mit Titeln wie: „Du sollst nicht töten!“, „Menschheit und Pfaffenstum“, „Anschuld“, „Anabe in Meeresbrandung“ usw. Im Akt versagte Diefenbach vollständig, er hatte zumindest jedes Gefühl für Proportion verloren. Und so war es kein Wunder, daß derartige Bilder immer schwere Ranggeburten waren. Ich erinnere mich an das große Bild „Menschheit und Pfaffenstum“, an dem wir der Reihe nach abwechselnd an den Akten herumwurzten, bis schließlich mein Freund Fasson hineinbrachte. Das Bild wurde schauerlich schön, besonders, wenn es Diefenbach erklärte.

Die Sphing von Gizah, in ein viertel Lebensgröße und im letzten Abendsonnenstrahl. Es gab da im Hause Diefenbach eine merkwürdige Tradition; Gestein, Baumschlag und Akte, überhaupt alles Erhabene, d. h. auf der Leinwand Rundung haben Sollende zu malen. Derartige Bildpartien wurden im Gegensatz zu Himmel und Wasser modelliert, also vor der Untermalung mit Sand und Glastrit im leichten Relief aufmodelliert. Es war herzerhebend, und ich machte damals den gekünstelten Vorschlag als Gegengewicht zur Sphing, die doch aus beinahe echtem Gestein bestand, den Genius der Menschheit, der auf dem anderen Bildzettel erscheinen sollte, durch die Schwägerin darstellen zu lassen, die im Relief auch nicht viel hervorragender sei als die Sphing.

Der Vorschlag wurde nicht akzeptiert. Vor dieser Sphing wälzte sich nun eine Gruppe Menschen im Staube oder redete die Hände stehend empor, indes ein glühender Saum die offensichtlichsten Mißgeburten unter ihnen gnädig in diesen Dunst hüllte, der sich an einer Stelle in fühner Kurve emporshawang, zu leidhaftigem Fremserwisch komprimierte, Meine, Rauch und Busen formte zum Genius der Menschheit. Dieser sprach zu Diefenbach: „Nicht in den Staub werfen vor einem toten Götzen, erhebet Euch!“

So schön das Klang, wenn es Diefenbach sagte, mir schien es tankung, weil doch der Saum raus. Gewiß, all diese Bilder übten auf den biederen Bürger eine ebenso verblüffende Wirkung aus, wie der Mann, der sie geschaffen hatte. Alle hatten einen starken theatralischen Effekt, der in diesem Milieu natürlich noch gesteigert wurde.

Mir erschien als ihr Hauptmanko die Discrepanz zwischen Worten und erreichtem Ausdruck. Diefenbach quälte sich damit ab, Dinge zum Ausdruck zu bringen, die nur durch das Wort auszu-

drücken waren. Instinktiv schien er das selbst zu empfinden; denn er half ja gründlich mit dem Worte nach.

Ein so selbständiger und kluger Denker Diefenbach auf vielen Gebieten und in profliischen Lebensfragen war, von den Problemen und Zielen heutiger Malerei ahnte er nicht einmal etwas. Die Moderne, das waren ihm einige Caprese Kitzmalerei, die, im Gegensatz zu seinen braunsaucigen grellfarbigen verschlechten. Von der tiefen Einfachheit Maréescher Kunst, der drüben in Neapel die herrlichen Fresken gemalt hatte, von Segantini, Manet, Cezanne, Hodler wußte er nichts.

Mit einem anderen Bilde passierte ein drolliges Intermezzo. Damals weilte ein deutscher Fürst auf Capri, der wiederholt in das Atelier kam, zwei Bilder kaufte und ein drittes, den „Anaben“, der spreizbeinig in der Meeresbrandung stehend die Arme hochwirft und jubelt, ebenfalls kaufen wollte, nur hätte er gern eine kleine Aenderung gehabt. Wenn er auch auf Capri weilte, sagte er, ein ganz junges Mädchen in dieser Stellung wäre ihm lieber.

Und so geschah es. Das Bild wurde nochmals gemalt, und da Diefenbach unwohl war und überhaupt nicht gern Alte malte, so fiel mir die bencidenswerte Aufgabe zu, aus dem Anaben ein Mädlein zu formen. Mit dem haarumflatterten Kopf ging es leidlich gut, auch noch mit den Beinen, aber bei den Brüsten und den hochgerodeten Armen traten einige Partien zutage, die nicht ganz loscher waren. Diefenbach, der in jenen Tagen wirklich leidend war, saß zeitweise im Sessel und schaute zu, auch der Fürst kam einmal und schien ein klein wenig verwundert, daß der Meister das Mädchen nicht persönlich vornahm. Aber Diefenbach beruhigte ihn und wies auf Raphael hin, der auch die meisten seiner Bilder nicht mit eigener Hand gemalt habe, sondern durch seine Schüler ausführen ließ. Setzt Genie sei überlegen und suggestiv genug gewesen, daß jeder Schüler imstande gewesen wäre, völlig den Intentionen des Meisters zu folgen.

Trotzdem, die Brüsten wurden nicht besser! Also ein Modell her. Aber es fand sich so leicht keins. In Capri nicht, weil kein Mädlein sich getraute, gegen den Willen des Ortsgeistlichen zu sundigen, der ein kleiner Ortlerer und heftiger Förderer jedweder Verzehrung war. In Neapel, wohin ich deshalb fuhr, auch nicht, weil die Auswahl zu verwirrend groß war. Und als ich zurückkam, nach 3 Tagen, war der Meister eben darüber, mit eigener Hand das Dilemma zu lösen, indem er die herrliche Meeresgischt mit Fremserwisch liebevoll darüber tupfte. Er sang dabei. Wenn etwas gut gelang bei der Arbeit, sang er immer. Ich blieb hinter ihm stehen, offenen Mundes, und schaute zu, bis auch das letzte Achselhaar in der weißen Gischt versank. Dann wandte sich der Meister um und meinte: „So, das hätten wir geschafft.“

Schön waren die Abende und Nächte. Die Abende, an denen wir auf der großen Terrasse des Hauses saßen, Finochi, Feigen und Rüsse kauten, von allem und nichts sprachen, bis das wie goldene Lava leuchtende Meer erlosch und der Golf im Dunkel versank. Nur Napoli drüben lodte noch mit einem unruhig flimmernden Lichterschein. Dann ging der Meister zur Ruhe. Wir blieben auf der Terrasse lagern, spozierten auf unbefannten Sternbildern umher, oder wir gingen noch aus, zogen durch die schmalen Gäßchen des Städtchens nach irgendeiner gesangdurchtönten Osteria und Incipien bis zum Morgen mit russischen Revolutionären, deutschen Malern und Literaten, die hier auf Capri nie aussterben.

Nun ruht der magere Asketenleib mit dem mächtigen Löwenhaupt irgendwo in der sonnen durchwärmt Erde der Insel, die er liebte: Zwar ruht er nicht unter den Säulen seines Humanitätstempels, von dem er träumte, aber manchmal wird eine Agate ihren Schatz aus seiner Erde herausgleudern, Felsen werden still um ihn stehen und das Meer wird leise sein altes Menschheitslied singen, S. R.

Kantate in der Neujahrnacht.

Bei Tee und Büchern saßen wir beisammen am letzten Tag im Jahre. Es war still. Am Kerzenringe knisterten sechs Flammen. Es schlug die Porzellanuhr, leis und schrill. Und dann war wieder Schweigen, keiner sprach. Wir dachten diesen ersten Zeiten nach. Der Nordwind fuhr und piff uns dunkle Dach und blies uns seine wilden Wanderlieder. Du liehest am Harmonium dich nieder und sangst den Kantus: Weib bei uns! — von Bach.

O schöne Sage aus vergangenen Zeiten! Wie du so tief und bang zu Herzen dringst. Doch wer mag noch in deinem Lichte streiten? Nur Trauer weckt du, wenn du mahnend singst: Es hat die Dunkelheit an vielen Orten überhand genommen. Woher ist aber dieses kommen? Wieso, daher, weil sowohl die Kleinen als die Großen nicht in Gerechtigkeit vor dir gewandelt und wider ihre Christenpflicht gehandelt. Drum hast du auch den Leuchter umgestoßen.*

Indessen saßen wir in tiefen Sinnen.
Der gute Geist des alten Glaubens nahm
sacht meine Hand und führte mich vor hinnen,
ins Jugendland, so weit und wunderbar.
Ich stand, ein Kind, in schönen Heimatal.
Die Sonne schien. Ein lieblicher Choral
schwoll aus dem Kirchlein, Lindengrün umstellt,
ließ klingend hin durchs Dorf, durch Hain und Felsber
und hügelan, da rauschten fromm die Wälder,
ein einziger Lobgesang war einst die Welt.

Dann zog ich aus, ein Jüngling, mit den andern,
weit über jene Berge und ich fand
im Suchen und im Schaffen und im Wandern
in aller Welt nicht eine treue Hand.
Fand keine weise Stirn, kein Herzgelieb,
gewirkt, gefragt, da war nichts, was mir blieb.
Ich mied die Menschen, wanderte allein
und trug mein Herz zur Einsamkeit und Stille
und an der Brust der Erde wuchs mein Wille.
Nun bin ich stark und werde ewig sein.

Mensch unter Menschen, die im Kampf mitunter
um tote Sehnsucht weinen. Blut vom Blut,
das in die tiefsten Gründe pulst hinunter,
das schwanger ist von Leid und Born und Blut,
Du unbekannter Gott, ich klage an!
Was hat man deinen Menschen angetan? —
Wir wurden arm gemacht und ausgeraubt,
geknechtet und geschmäht, verachtet, belogen!
Dein Sohn und deine Sendung ist betrogen!
Nun weint das Blut auf Erden, das nicht glaubt.
Und ich da mitten drinnen. Meine Wunden
heilt längst kein Sanftmut mehr. Ich war so arm.
Da hab' ich meines Daseins Grund gefunden,
Kraft sog der Geist aus meinem tiefsten Harn.
Und meines Wesens Innerstes — ward Glück . . .

Dein Spiel war aus. Ein Schweigen blieb zurück.
Dumpf. Ton- und Klangdurchdämmert saßen wir
und sah'n uns an und wußten nichts zu sagen. —
Da hörten wir fern Mitternacht schon schlagen.
Neujahr! O komm, du Seligkeitsbegier!

Wir standen auf. Wir öffneten das Fenster.
Da drang der Sturm mit Ungestüm herein.
Die Kerzen, sie verhuschten wie Gespenster.
In unsre Herzen zog ein Glanz und Schein.
Wir reichten uns die Hände wie im Traum.
Drei junge Männer starren in den Raum.
Da zogen still die Sterne auf die Nacht,
getreu in ewigen Gesetzes Banden.
Unendlich prächtig kamen sie und schwanden
und flogen funkelnd durch die weite Nacht.

Otto Wohlgemuth.

Kleines feuilleton.

Vom Mann, der die Hauswirtschaft besorgen wollte.

Es war einmal ein Mann, der war immer mürrisch und zornig, und die Frau tat ihm nie genug im Haus. Eines Abends zur Zeit der Heuernte kam er heim und brumnte und zankte und fluchte, daß es ganz schrecklich war. „Ach, lieber Mann, sei doch nicht so böse,“ sagte die Frau. „Wenn Du willst, können wir morgen die Arbeit tauschen: Ich werde mit den Mähern auf die Wiese gehen und Du magst die Hauswirtschaft besorgen.“ Das war ihm recht.

Früh am Morgen nahm die Frau die Sense auf die Schulter und ging mit den Mähern hinaus auf die Wiese, um zu mähen. Der Mann sollte nun zu Hause wirtschaften. Zuerst wollte er Butter machen; als er jedoch eine Weile gebuttert hatte, wurde er durstig, ging in den Keller und wollte sich einen Krug Bier zapfen. Während er dabei war, hörte er, daß das Ferkel in die Stube gelaufen kam. Er eilte augenblicklich fort, mit dem Zapfen in der Hand, so schnell er konnte, die Kellertreppe hinauf, damit das Ferkel das Butterfaß nicht umwerfe.

Als er aber sah, daß das Ferkel das Butterfaß bereits umgestürzt hatte und von der Sahne leckte, die über den Fußboden lief, wurde er so zornig, daß er gar nicht mehr an die Biertonne dachte und aus Leibesträften hinter dem Ferkel herlief. An der

Tür holte er es ein und verfehlte ihm einen so kräftigen Fußtritt, daß es auf der Stelle liegen blieb. Jetzt erst erinnerte er sich, daß er noch immer mit dem Zapfen in der Hand herumließ; als er jedoch in den Keller hinunterkam, war das Bier schon ausgelaufen.

Darauf ging er in die Milchammer und fand so viel Sahne, daß er das Butterfaß noch einmal füllen konnte; nun begann er abermals zu buttern, denn Butter wollte er durchaus zu Mittag haben. Als er eine Zeilang gebuttert hatte, fiel ihm ein, daß die Milchkuh noch im Stalle stand und weder zu saufen noch zu fressen bekommen hatte, obgleich es schon ziemlich hoch am Tage war. Da er es jetzt für zu spät hielt, um mit ihr nach dem Grasgarten zu gehen, so gedachte er sie oben auf das Dach zu bringen; die Hütte hatte nämlich ein Rasendach und auf dem stand hohes prächtiges Gras. Sie lag unmittelbar neben einem steilen Hügel, und so meinte er die Kuh leicht hinaufbringen zu können, wenn er nur eine Planke vom Hügel über das Dach legte. Das Butterfaß durfte er aber freilich nicht wieder stehen lassen, denn sein kleiner Junge kroch auf der Erde umher; der konnte es leicht umstoßen. Er nahm nun das Butterfaß auf den Rücken und ging hinaus; zuerst aber wollte er die Kuh saufen lassen. Er nahm deshalb einen Eimer, um Wasser aus dem Brunnen heraufzuziehen; als er sich aber über den Rand beugte, stieß die Sahne aus dem Butterfaß ihm über den Hals und in den Brunnen hinein.

Es ging stark auf Mittag, Butter hatte er nicht fertig gebracht, so gedachte er Grütze zu kochen und hängte deshalb einen Kessel mit Wasser über den Herd. Als er dies getan hatte, fiel ihm ein, daß die Kuh vom Dach fallen und sich Hals und Beine brechen könnte; er stieg also auf das Dach, um sie festzubinden. Das eine Ende des Stricks band er der Kuh um den Hals, das andere ließ er durch den Schornstein hinab und band es sich selbst um den Schenkel, denn das Wasser kochte schon, und er mußte die Grütze rühren. Unterdessen fiel die Kuh doch vom Dach und zog den Mann und den Strick durch den Schornstein empor. Da sah er nun fest und die Kuh hing draußen an der Wand zwischen Himmel und Erde und konnte weder hinauf noch hinab.

Die Frau hatte schon lange darauf gewartet, daß der Mann sie zum Mittagessen rufen sollte, aber immer vergebens. Endlich dauerte es ihr doch gar zu lange, und sie ging ungerufen heim. Als sie die Kuh hängen sah, hieß sie den Strick mit der Sense durch. Nun fiel der Mann in den Schornstein hinunter, und als die Frau in die Stube kam, stand er auf dem Kopf im Grützekessel.

Wir entnehmen dies dem Norwegischen von H e l e n e S c h e u - R i e h n a c h e r z ä h l t e V o l k s m ä r c h e n d e m b e i E g o l d u. C o. e r s c h i n e n e n B u c h e „Die Schwarzelfen“, auf das wir vor kurzem empfehlend hinwiesen.

Wetterkunde.

Kälte in Sicht. Während der letzten Tage hat sich eine bemerkenswerte Umgestaltung der Wetterlage angebahnt, die dem namentlich in Norddeutschland bisher ununterbrochenem Tauwetter nunmehr wohl für einige Zeit ein Ende bereiten wird. Auch die heftigen Schneefälle der letzten Tage, von denen nicht nur West- und Mitteldeutschland und ein Teil des Nordostens heimgesucht worden ist die vielmehr auch in Westeuropa sehr stark waren, deuten daraufhin. Mehr und mehr sind nämlich neuerdings die tiefen Minima, die bisher in ununterbrochener Reihe den Norden des Erdteils durchzogen, aus ihrer gewohnten westöstlichen Bahn abgedrängt worden, da sich über ganz Nordeuropa hoher Luftdruck und strenge Kälte eingestellt haben. Das Maximum des Luftdrucks von 770 mm Höhe lagert jetzt in der Gegend von Island und hat sich über Skandinavien und Nordrußland ausgebreitet, wodurch das zunächst dort verlagerte ausgedehnte Tiefdruckgebiet nach Süden abgedrängt worden ist. Die Annäherung der in ihm enthaltenen tiefen Minima führte zu den ergiebigen Niederschlägen, die infolge des Zustroms kalter Luft aus den die Depression umgebenden Gebieten höheren Drucks in der Form von Schnee fielen. Am Montag herrschte der niedrigste Luftdruck im Nordosten Deutschlands; wie es scheint, wird das ganze Tiefgebiet, das augenblicklich noch Mitteleuropa bedeckt, teils nach Süden, teils nach Südosten abziehen, und von Norden her scheint dem Tief hoher Druck zu folgen. In Memel, wo der Wind bereits nordöstliche Richtung angenommen hat, herrschten Montagmorgen 9 Grad Kälte. Weit strenger ist der Frost in Schweden und Nordrußland, wo Petersburg 20 und Saporanda 21 Grad unter Null hatten.

Da durch das Maximum im Nordwest neuen atlantischen Wirbels vorläufig die Bahn versperrt ist, so dürfte schon in den nächsten Tagen von Norden nach Süden fortschreitend strengere Kälte zu erwarten sein. Bis nach dem völligen Abzuge des Depressionsgebietes ist mit weiteren Schneefällen namentlich im Südosten und Süden des Landes zu rechnen.